„Befehl ist Befehl!"

Eine Episode aus dem Burenkriege.
Aus dem Englischen von H. Babst.

Ich begleitete vor Kurzem eine Expedition, welche ausgesandt war, um das Farmhaus eines Buren zu zerstören, von wo aus man auf die vorrückende Armee des Lord Methuen gefeuert hatte. Solange ich lebe, werde ich sie nicht vergessen, ebenso wenig wie der junge Offizier, dessen Namen ich aus Gründen, welche sich aus der folgenden Erzählung ergeben, verschweige.

„Befehl ist Befehl" heißt es beim Soldaten. Aus diesem Grunde thut manch Einer oft ohne Widerrede, was gegen sein besseres Urtheil verstößt. „Wenn man thut, was Einem befohlen ist, so kann man nicht unrecht handeln," damit entschuldigt man sich und übernimmt keine Verantwortung. Ich habe Manchen sagen hören: „So ist es mir befohlen, ich muß das und das thun. Ich halte es für unrecht und werde wohl dabei um's Leben kommen; ja, wir Alle werden wohl fallen, aber ich kann nicht dafür. Wenn ich dabei falle, ist es nicht meine Schuld." Mit solcher etwas seltsamen Rechtfertigung, daß man sich scheinbar furchtlos auf den Tod gefaßt macht, geht man an die Ausführung der Order. Es mag dem Betreffenden schwer werden, und er ist gewiß nicht in einer begeisterten Gemüthsverfassung; aber er scheint wirklich Erleichterung zu empfinden, wenn er sich solchermaßen von der bevorstehenden Verantwortung frei machen kann. Führt er die Sache durch und kehrt zurück, gut; kehrt er nicht zurück, so ist es auch gut, soweit er dabei in Betracht kommt. Er hat ja seine Pflicht als Soldat gethan. —

Eine ziemliche Strecke südlich vom Vaal hatte die Armee einen Tag lang an einem kleinen halb ausgetrockneten Bache gelagert, auf einem Landstrich, der einst ein reicher Farmdistrikt gewesen sein sollte. Da lag eine Anzahl wohlhabend aussehender Heimstätten innerhalb weniger Meilen von einander entfernt mit Kornäckern und umgepflügtem Boden, der seit dem Beginn des Krieges brach lag.

Der Tag graute kaum, als das Heer schon zum Aufbruch rüstete. Seit zwei oder drei Tagen hatte kein nennenswerthes Gefecht stattgefunden, und die drei Divisionen unter den Generälen Tucker, Pole-Carew und Hamilton waren in Parallel-Kolonnen vorgerückt. Aber Abends vorher hatte gerade vor der ersten Division ein scharfes Gewehrfeuer geknattert; ein „Rimington Scout" war gefallen und drei oder vier berittene Infanteristen waren verwundet worden. Dies war kurz vor der Dämmerung geschehen, und ich hatte es ganz vergessen.

Ich war früh im Sattel, und als ich durch's Lager ritt, rief ein Offizier mit der Kaffeetasse in der einen und einem „Biskuit" in der anderen Hand mich freundlich an und lud mich ein, an der Erfrischung Theil zu nehmen. Ich dankte, weil ich schon gefrühstückt hatte, und ritt weiter. Meine Absicht war, in einem kleinen Farmhause Rast zu machen, das ich etwa zwei Meilen nach Osten zu in einem Garten liegen sah.

„Wer zuerst kommt, malt zuerst," das gilt auch auf dem Veldt. Die Ortschaft sah bewohnt aus, und ich hielt es nicht für unmöglich, daß das Weibervolk mit sich handeln ließe um etwas Geflügel oder gar um so langentbehrte Leckerbissen wie Brod, Milch oder Eier. So ritt ich langsam weiter. Als ich an das Ufer des kleinen Stromes kam, konnte ich an einer hohen Stange in einer Ecke des Gartens eine weiße Flagge wehen sehen, und ein zweites weißes Fähnchen flatterte von der Giebelseite des Hauses. Für einen Besuch war es reichlich früh, und da in dem Bach eine ziemlich tiefe Stelle war, band ich mein Pferd an und nahm ein langersehntes Bad. Während ich mich wieder ankleidete, sah ich zu meinem Erstaunen eine Anzahl Infanteristen durch's Gebüsch auf mich zukommen und hörte meinen Namen rufen. Als ich aufsah, war es der junge Offizier, der ungefähr eine Stunde vorher mit mir gesprochen hatte.

Auf die Frage, was er so weit ab von der Marschlinie zu thun habe, verdunkelten sich seine Züge und topfschüttelnd antwortete er kurz:

„Ich habe eine verteufelte Aufgabe — ich soll das Farmhaus da in Brand stecken. Einige unserer Berittenen wurden gestern von den Mauern und Gebäuden aus beschossen. Hoffentlich sind keine Frauen da herum. Ich halte nicht viel von solchem Einäschern."

„Ich auch nicht," erwiderte ich. „Und ich bin froh, daß wir noch nicht viel davon gesehen haben."

Als wir das Ufer hinan gingen, bemerkte ich Spuren des gestrigen Scharmützels: ein Pferdekadaver mit einem Schuß durch den Kopf und seines Sattelzeuges beraubt, lag hart am Rande unter den Bäumen. Haus und Garten waren vielleicht tausend Meter davon entfernt.

Als wir hinkamen, sahen wir, daß die Besitzer augenscheinlich wohlhabend waren. Der Garten schien vor langer Zeit angelegt; Gummibäume, mindestens dreißig bis vierzig Fuß hoch, beschatteten eine niedrige Steintreppe. Zu Seiten des wohlgepflegten Fußweges wuchsen Gemüse, und Topfgewächse zierten den Eingang des Hauses. Vor den Fenstern hingen Gardinen, und die Waschleine trug Zeugen weiblicher Thätigkeit. Zwischen der Ecke des Hauses und einem der Gummibäume war eine Hängematte befestigt. Die Wirthschaftsgebäude zeugten von Ordnungsliebe und verständiger Verwaltung, trotzdem die Luke des Heubodens weit aufgesperrt stand und Haferstroh ringsumher lag.

Als wir um die Ecke kamen, fuhr ein Foxterrier bellend auf uns los. Bei dem Gekläff erschien eine Frau auf der Schwelle. Sie war gut gekleidet, hatte ein freundliches, anmuthendes Gesicht, das jedoch von Leid und Sorge zeugte, und mochte sechzig Jahre zählen. Der Offizier zögerte am Thor.

„Verwünscht!" stieß er zwischen den Zähnen hervor; „gerade, was ich fürchtete."

Die alte Dame sah, daß wir still standen und lud uns ein, näher zu treten; und, während wir dem Hause zuschritten, kam ein junges Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, ein sehr hübsches junges Mädchen, hinter ihr zum Vorschein. Sie sahen nicht wie Boeren aus, und die Anrede der alten Dame bewies, daß sie wenig vom Holländischen verstand.

„Ich bedaure so sehr, was gestern hier vorgefallen ist," sagte sie. „Ich bat die Boeren, nicht aus unserem Garten zu schießen; aber sie haben es trotzdem gethan. Ich gehöre zur Kolonie und mein Mann gehörte auch dazu."

Sie sprach in so schnellem Redestrom, daß der Offizier nicht Zeit fand, sie zu unterbrechen. Sie erklärte uns, daß sie zwei Neffen beim Kommando gehabt habe, und gab ihre Namen und ihr Alter an. Der eine war vor Monaten am Modderfluß gefallen und der andere war bei der Ambulanz. Sie sagte, sie hätten nicht mitkämpfen wollen, wären aber dazu gezwungen worden. Dies sei ihre Farm und ihre Neffen bewirthschafteten sie für sie. Ihr Mann sei todt und dies sei ihre Nichte, ihre Schwester Kind. „Untersuchen Sie mein Haus," fuhr sie fort, „Sie finden weder Waffen noch Munition hier. Wir sind wirklich für die Engländer. Als mein Mann noch lebte, war er gegen Steyn, obgleich er Bürger des Freistaates wurde. Ich hoffe, daß der Krieg bald vorüber ist; ich hoffe es und bitte Gott darum. Wir haben schon genug Leid und Verlust gehabt." Sie schloß ihre lange Rede mit der Einladung, an ihrem Frühstück theilzunehmen. Ich fühlte mich sehr unbehaglich und wäre am liebsten auf und davon gegangen; ein Blick auf meinen Freund zeigte mir, daß auch er thatsächlich litt.

Die halbe Kompagnie stand vor der Mauer, auf die Gewehre gestützt, und sah verlangend nach einigen Hühnern, welche in dem verstreuten Haferstroh nach Körnern pickten.

„Wollen Sie nicht eintreten?" sagte das junge Mädchen, die Einladung ihrer Tante wiederholend.

Der junge Offizier nahm seinen Helm ab und trat in's Haus. Ich folgte ihm. —

Augenscheinlicher Geschmack und Komfort, fast Luxus überraschten mich. Ein ziemlich großes Harmonium stand in einer Ecke des „Parlors". Wandverzierungen, Nippsachen und ein Bücherschrank voll Bücher—alle in Englisch—verliehen dem Raume Behaglichkeit. Alles war „wie aus der Schachtel genommen." Die Wände des Hausflures schmückten die Hörner verschiedener Arten Antilopen, die es einst in großen Mengen auf dem Veldt gab und die fast ganz ausgestorben sind.

„Sage Sannah, daß sie den Kaffee bringt," befahl das jungen Mädchen dem Kaffernknaben, einem Knirps, der uns mit seinen runden schwarzen Augen anstierte.

Endlich sprach der Offizier.

„Nein," sagte er, „wir werden nichts annehmen, danke verbindlichst." Dann eröffnete er den Frauen in wenig Worten seinen Auftrag, wobei ihm der Schweiß von der Stirn perlte. Es war mir nicht möglich, eine der Frauen dabei anzusehen und ich wünschte hundertmal, ich wäre nie gekommen."

„Mein Befehl ist nachdrücklich," fuhr der junge Offizier fort. Auf unsere Leute ist so oft aus Häusern geschossen worden, die eine weiße Fahne gehißt hatten, und einer ist gestern getödtet worden." Das junge Mädchen hatte leise zu schluchzen begonnen, doch die alte Dame trat vor und sprach ruhig und klar:

„Aber es war nicht unsere Schuld," sagte sie. „Ich bat sie, es nicht zu thun, und sie beraubten uns fast aller unserer Futtervorräthe, nahmen unsere Hülsenfrüchte und Gemüse fort. Er war ein Ungeheuer, dieser Veldt-Kornet, er wollte nicht hören. Sicher wollten Die, welche Ihnen die Order gaben, nicht, daß Sie einer schutzlosen Frau das Haus über dem Kopf anzünden sollten. Was soll aus mir werden, wenn Sie mein Haus niederbrennen?"

„Meine Order lautet: Ich soll Ihr Haus in Brand stecken. Sie haben die Erlaubniß, mitzunehmen, was Sie nöthig haben, und ich gebe ihnen einen Paß für Sie und Ihre Dienerschaft nach Bloemfontein. Dort wird die Behörde sich Ihrer annehmen; oder Sie können hier bleiben, bei irgend einer Nachbarin, wenn Sie es wünschen." Er sagte nichts, um seine eigene Lage zu entschuldigen, nicht einmal, wie unangenehm ihm die ganze Sache sei. Aber sein Ton und seine Haltung verriethen es deutlich. Die alte Dame brach nicht zusammen. „O, dieser Krieg! Warum haben Sie ihn über uns gebracht! Wir waren zufrieden und glücklich," rief sie aus.

Fast wünschte ich, sie hätte ihrer Entrüstung Worte geliehen; aber Frauen haben zu Zeiten eine eigene Selbstbeherrschung.

„Dürfen wir Alles aus dem Hause entfernen?" fragte sie.

„Meine Leute werden Ihnen helfen. Haben Sie irgend eine Art Beförderungsmittel? Einen Wagen?"

„Wir haben ein Gefährt und zwei alte Ponies, aber sie werden nicht viel mehr als uns selbst ziehen können."

Sie wandte sich zu dem jungen Mädchen und sagte ihr, sie möchte hinausgehen und Jan und Piet rufen. In diesem Augenblicke erschien die schwarze Dienerin mit einigen dampfenden Kaffeetassen auf einem Tablet; ich hätte nichts davon nehmen können, ich würde erstickt sein. Die Frau sprach einige Worte holländisch zu der Dienerin und diese setzte das Tablet hin. Beide Frauen verschwanden und ließen mich mit dem Offizier allein.

„Lassen Sie uns fort von hier," sagte dieser.

Als wir in das Sonnenlicht hinaustraten, sah ich ihn an. „Sie werden es doch sicher nicht thun," sagte ich.

Er antwortete nicht, gab aber den Männern einige Befehle und sie fingen an, Sachen aus dem Hause zu tragen. Die beiden Frauen standen nicht müßig dabei. Es war jammervoll, sie Arme voll Kleider und andere Sachen hinaustragen zu sehen. Die Soldaten arbeiteten schweigend. Sie schienen sich auch ihrer Arbeit zu schämen.

Die Wahrheit des Wortes „der Krieg ist eine Hölle" bestätigte sich mir auf's Neue. Ich ging hinüber, wo mein Pferd angebunden stand, und würde fortgeritten sein, hätte mich der Offizier nicht zurückgerufen.

„Gehen Sie noch nicht fort," bat er, „bitte noch nicht."

So blieb ich gegen meinen Willen. Ich glaube, es war unmöglich, Alles aus dem Hause zu schaffen; aber bald schienen die Frauen zufriedengestellt; sie setzten sich beide auf ein Bänkchen und brachen in Thränen aus. Die Männer warteten in peinlicher Verlegenheit auf Befehle, und die Kaffern bildeten eine flüsternde Gruppe, etwas weiter entfernt.

„Meine Order lautet, daß ich das Haus in Brand stecken soll," sagte der Offizier. „Von den Hofgebäuden war nicht die Rede." Und damit befahl er einigen Männern, ihm zu folgen, und schritt mit ihnen nach der Scheune hinüber. In wenigen Minuten erschienen vier oder fünf und schleppten einen halben Ballen Spreu, andere trugen Arme voll geknickten Strohes und „Manna", ein grobes, hartes Heu, herbei. Der Offizier wandte sich zu dem Sergeanten. „Sergeant," sagte er, „nehmen Sie Ihre Leute und marschiren Sie mit Ihnen nach der Eisenbahn — es ist eine oder zwei Meilen westwärts—Judson kann bei mir bleiben." Judson war der Offiziersbursche. —

In wenigen Minuten war die Kompagnie, welche der Sergeant führte, über eine kleine Bodenanschwellung abmarschirt, und nur der Offizier, Judson und ich waren zurückgeblieben.

Nun war das Haus ein steinernes und an der einen Giebelseite hatte es nur ein Fenster, hoch unter dem First. Die Frauen hatten aufgehört zu weinen und sahen uns zu. Der Offizier schleppte mit Hilfe des Burschen — denn ich würde ihm natürlich keine Hand geliehen haben — den leicht entzündbaren Ballen Spreu auf die Seite des Hauses. Er warf die leichten Heubündel darauf. Aber bevor er dies that, hatte er sein kleines rothes Kommandobuch aus der Tasche gezogen und einige Zeilen auf eine Seite geschrieben und diese ausgerissen. Die ältere Frau hatte das Blatt genommen.

„Meine Order lautete, ich sollte das Haus in Brand stecken," sagte er zu mir, als müsse er sich rechtfertigen. „Order ist Order" — und für sich wiederholte er — „das Haus in Brand stecken!"

Dann zog er ein silbernes Feuerzeug aus der Tasche, zündete ein Streichholz an und hielt es an das lockere Ende des Bündels. Eine kleine Flamme lief knisternd hindurch.

„Kommen Sie," sagte der Offizier, „lassen Sie uns gehen."

Das Pferd am Zügel führend, gingen der Offizier, Judson und ich der Kompagnie über den Hügel nach. Keiner von uns sah über die Schulter zurück; kein Wort sprach ich je wieder zu meinem Freunde über den Vorfall; keine Silbe erzählte ich hiervon je irgend einem Menschen, der mit der Armee in Verbindung stand, und dies ist das erste Mal, daß die Geschichte niedergeschrieben worden ist.

Als wir fünf Monate später auf der Eisenbahn da vorbeikamen, stand ich am Fenster des Wagens und wartete mit dem Fernglase in der Hand auf die Stelle. Es freut mich, erzählen zu können, daß das kleine weiße Farmhaus noch unter den Bäumen stand; ich konnte ein weibliches Wesen Wäsche aufhängen sehen. Augenscheinlich waren die Kaffern doch zu etwas nütze gewesen.

Welchen Bericht der Offizier erstattete, weiß ich nicht, denn ich habe ihn nie gefragt; aber wenn ein General ein Haus niedergebrannt haben will, das ganze Haus niedergebrannt haben will, so soll er es sagen. Die Grenzen eines Befehles liegen in seinem Wortlaut. Das Niederbrennen bewohnter Farmen habe ich für schlechte Politik gehalten.

Die Vorsehung.

„Muatta, 'n Vata is so schlecht!"

„Schaut's, Kinder, wia alles guat eing'richt wird! Wenn jetzt 'n Vata net wär übel wor'n, hätten wer z' wenig Knödeln g'habt z' Mittag."

Schiller's Mutter.

Ein Gedenkblatt von Theodor Ebner.

Vor der so überaus beweglichen und einzigen „Frau Rath Goethe" tritt das Bild von Schillers Mutter immer wieder in den Hintergrund. Wie uns bedünken will, nicht ganz mit Recht. Elisabeth Dorothea Schiller, geb. Kodweiß, aus dem freundlichen Neckarstädtchen Marbach, war freilich keine Patriziertochter. Bäcker, Wirth und Holzmesser war der alte Kodweiß, den nachher seine Spekulationssucht in dürftige Verhältnisse brachte; sie war auch keine sogenannte „gebildete" Frau, die sich um Literatur und derlei Dinge kümmerte, aber sie war in all ihrer Schlichtheit und Demuth, in ihrer hausmütterlichen Sorge für Mann und Kinder eine echte Frau mit tiefer Frömmigkeit und selbstloser Hingabe an ihren Beruf. Und sie war die Mutter Schillers. Als der Feldscheer Johann Kaspar Schiller nach mehr als zehnjähriger Abwesenheit in einem baierischen Husarenregiment, das in holländischen Diensten gegen die Franzosen kämpfte, in seine Heimath Bittenfeld bei Waiblingen und von dort aus nach Marbach a. N. kam, wo nach kurzer Bekanntschaft mit der siebzehnjährigen Braut eine fröhliche Hochzeit gefeiert wurde, glaubte der wackere Mann, der so viel in der Welt umhergekommen war, nun in ruhiger Ausübung seines Berufes Genüge finden zu können. Drei Jahre lang blieb er in Marbach, dann aber rief ihn das Geschick von den Seinigen hinweg, da und dorthin. Während dieser Kreuz- und Querzüge war seine Frau mit ihrem ersten Kind, Christophine, in Marbach geblieben, und dort wurde ihm auch am 10. November 1759 sein großer Sohn Johann Christoph Friedrich geboren.

Bis zum Jahre 1763 durfte sich Vater Schiller nun eines längeren Zusammenlebens mit den Seinigen in Lorch erfreuen, wohin er als Werbeoffizier versetzt worden war. Knapp genug ging's freilich her, zumal dem Ehepaar noch ein Töchterchen Louise geboren wurde, und der Herr Hauptmann Schiller geraume Zeit ohne einen Kreuzer Gehalt auskommen mußte. Besser wurden die Verhältnisse erst, als er sich 1766 nach Ludwigsburg in die Garnison zurückmeldete, und auch die Frau Hauptmänin begrüßte diese Versetzung mit Freuden, da ihr dadurch ein öfterer Besuch ihrer nur in dürftigen Verhältnissen lebenden Eltern in Marbach a. N. möglich war.

Als Friedrich Schiller als „Regimentsmedikus" die Akademie verlassen, fand er sich allein oder mit Freunden, mit oder ohne Urlaub gar oft im Vaterhause ein. Dann kam der Konflikt zwischen dem Dichter der „Räuber" und seinem herzoglichen Herrn. Seinen Folgen glaubte Schiller bekanntlich nur durch die Flucht entgegen zu können, ein Entschluß, von dem freilich nur die geliebte Mutter etwas wissen durfte. Ein herber Abschied war's, den Beide von einander nahmen. „Meine Mutter!" seufzte Schiller schmerzlich auf, als er in der Nacht vom 22. auf den 23. September 1782 von ferne das hellerleuchtete Schloß „Solitude" erblickte.

Für Mutter Schiller begannen nun schwere Tage. Der Zorn des gestrengen Gatten, die Sorge, daß der Herzog die Eltern Das entgelten lassen könnte, was der Sohn gefehlt, lagen ihr schwer auf dem Herzen, und Freude erlebte sie erst dann wieder, als Schiller, nach vielen Kämpfen und Entbehrungen, allmählich seine Zukunft sich ruhiger gestalten sah. Das Geschick ihrer Tochter Christophine war an der Seite Reinwalds kein zu freudiges, und erst die Nachricht von Schillers Verlobung mit seiner Lotte ließ sie wieder aufleben. Schillers Braut war der Mutter von einem kurzen Aufenthalt auf der „Solitude" keine Unbekannte mehr; in einem warm und herzlich gehaltenen Briefe ruft sich ihr diese ins Gedächtniß zurück: „Ich möchte von Ihnen gekannt sein, damit Sie klar fühlen können, wie ich meinen Schiller liebe", schreibt sie während ihrer Verlobung. Bis sich die beiden Frauen wieder einmal sahen, sollte es freilich noch einige Jahre dauern, und als endlich die Mutter mit ihrer jüngsten Tochter Nanette im Jahre 1792 in Jena zum Besuch eintraf, war die Freude wohl eine große, das längere Beisammensein scheint aber nicht ohne kleine Verstimmungen gewesen zu sein.

„Seine liebe Frau," schrieb die Mutter nachher an den Sohn, „wird sich vielleicht eine andere Schwiegermutter oder Schwägerin vermuthet haben, wo wir alle nicht nach unserem Thun uns zu richten wissen; allein meine Lieb und Gefälligkeit vor sie und die Liebe vor ihn sollte etwas an diesen Mängeln ersetzen."

Ueberraschen kann so etwas nicht; Lotte, in Hofkreisen aufgewachsen, hatte „aristokratische Allüren", die Mutter war eine einfache und schlichte Bürgersfrau mit nüchternem Hausfrauenverstand, und dieser mochte ihr auch bei einem folgenden Aufenthalt in Meiningen, wo ihre Tochter Christophine mit dem Bibliothekar Reinwald wohnte, Manches zeigen, was sie mit Kummer erfüllte. Aber daß die Verstimmung gegen Lotte keine tiefe war, das zeigt sich aus all ihren Briefen an den Sohn. Sofort nach ihrer Rückkehr auf die „Solitude" sandte sie der Schwiegertochter ein „Päckle", da dieser das „Aufmachen" so viele Freude bereite, und gab ihr in dem dasselbe begleitenden Brief manchen guten mütterlichen Rath. Und wie groß war die Freude, als Schiller und Lotte im August 1793 in die Heimath kamen und nach kurzem Aufenthalt in Heilbronn nach Ludwigsburg übersiedelten, wo ihnen ihr erster Sohn Karl, der „Goldsohn", geboren wurde.

Als Vater Schiller 1796 gestorben war, siedelte die Wittwe nach Leonberg über. „Alles", schrieb damals der Sohn an sie, „was Sie zu einem gemächlichen Leben brauchen, muß Ihnen werden, beste Mutter, und es ist nun hinfort meine Sache, daß keine Sorge mehr Sie drückt. Nach so vielen schweren Leiden muß der Abend Ihres Lebens heiter oder doch ruhig sein, und ich hoffe, Sie sollen im Schooß Ihrer Kinder und Enkel manchen frohen Tag genießen." Man weiß, wie treulich der Sohn dieses Versprechen hielt, und wie großherzig ihm hierbei Kotta behilflich war. Darauf war Schiller mehr denn je ihr Berather, dem sie alle ihre Sorgen mittheilte, dessen wachsenden Ruhm sie mit mütterlichem Stolze verfolgte, und dessen Familie ihr wie ihre eigene war. Ihr Leben in Leonberg war ein ruhiges und stilles, aber auch sorgenfreies. Sogar „drei Schoppen Wein vor fünfzehn Kreuzer" konnte sie sich, wie sie dem Sohn mit Stolz berichtet, jede Woche leisten.

Einsam wurde es freilich um die alte Frau, als nun die Tochter Louise mit ihrem Gatten in das Pfarrhaus zu Cleversulzbach übersiedelte. Als auch die Mutter im Jahre 1802 nach langem Sträuben dorthin verzog, war sie schon schwer krank. Ruhig und gefaßt sah sie dem Tode entgegen, der sie am 20. April 1802 von ihrem Leiden erlöste. Tief und schmerzlich betroffen wurde Schiller durch die Kunde von dem Hinscheiden der geliebten Mutter, über deren letzte Stunden Louise den Geschwistern ausführlich berichtete: „Ach, von Dir, lieber Bruder, sprach sie oft und segnete Alles mit so vieler Dankbarkeit gegen Dich, was Du je unternehmen würdest". Schiller selbst schrieb seinem Schwager Frankh: „Wahrlich, sie verdiente es, liebende und dankbare Kinder zu haben, denn sie war selbst eine gute Tochter für ihre leidenden und hilfsbedürftigen Eltern, und die kindliche Sorgfalt, die sie selbst gegen die letzteren bewies, verdiente es, daß sie von uns ein Gleiches erfuhr."

Eduard Mörike, dem schwäbischsten aller schwäbischen Dichter, blieb es vorbehalten, das verwilderte Grab von Schillers Mutter im Jahre 1834, da er als Pfarrherr nach Cleversulzbach kam, wieder aufzufinden und würdig herzurichten. Auf ein großes Steinkreuz, das er in einem Winkel des Kirchhofs gefunden, grub er selbst die einfachen und doch vielsagenden Worte: „Schillers Mutter".

Kaiser Wilhelm im Urtheil eines Franzosen.

J. de Cuverville widmet eine ganze Nummer von „Armee et Marine" einem sehr interessanten Bericht über eine Reise nach Deutschland. Der Verfasser hat in Deutschland Dokumente über die Organisation der deutschen Marine und über die politischen Tendenzen Deutschlands gesammelt. Kaiser Wilhelm der Zweite hat ihn in Privataudienz empfangen, und der Franzose giebt zwei Porträts des Monarchen. Zuerst zeigt er an einem Galatage, im Rittersaale des Schlosses, den stolzen, der Welt entrückten Fürsten: „In seiner Gardeuniform, den Ellbogen leicht aufgestützt, den Marschallstab in der Hand, blickt Wilhelm der Zweite, stolz erhobenen Hauptes, gerade vor sich hin. Was spielt sich hinter dieser stolzen Stirn ab, vor der sich alle tief verneigen? Welche Visionen von Größe, Macht und Zukunft keimen dort angesichts dieses Aufmarsches der zivilisirten Welt, die erschienen ist, um ihm ihre Huldigung darzubringen? Stolz, Ironie oder Melancholie? Das Gesicht bleibt stumm ... wie seine Lippen ... fast hart." Und dann ein anderes Bild des Kaisers: „... Verschwunden ist das etwas düstere Aussehen, das er im Rittersaale hatte! Vor mir steht ein ganz junger Mann, ein Mann mit schneidiger und eleganter Haltung, mit hellblickenden munteren Augen ... ja, sogar der Schnurrbart scheint sich geglättet zu haben und verleiht der Physiognomie ein zwar männliches Aussehen, aber ein Aussehen ohne Härte. Und der Kaiser streckt mir sofort die Hand entgegen, so daß ich mich ganz behaglich fühle. Er spricht aufgeräumt, in einem fein stilisirten, vortrefflichen Französisch, mit Einfällen voll Laune, so daß ich vergesse, wo ich bin, und laut auflache. Er erzählt drollige Geschichten, und er sagt auch ernste Dinge, aber in einer Weise, die gefallen muß." Herr de Cuverville kommt zu dem Schluß, daß der Kaiser ein „Charmeur" ist.

Kritik der praktischen Vernunft.

„Warum soll ich eigentlich die alte Wittwe nicht heirathen? Daß sie reich ist, ist mein Glück, und daß sie dick und lahm ist, das ist ihr Pech!"

Zukunftsbild.

„Aus welchem Grunde ist jene Beamtin im Avancement wohl übergangen worden?"

„Weil sie einen schöneren Hut trug, als ihre Vorgesetzte!"

Die Macht eines Tropfens Wassers.

Man biege ein Streichholz in der Mitte, so daß es einen spitzen Winkel bildet und lege es über der Mündung auf den Hals einer Flasche. Nun lege man ein Geldstück, z. B. einen Cent,

wie Figura zeigt, auf dieses geknickte Streichholz. Das Kunststück besteht darin, das Geldstück in die Flasche zu zaubern, ohne Streichholz oder Flasche zu berühren.

Man tauche den Finger in Wasser und lasse einen oder zwei Tropfen auf das Knie des gebogenen Streichholzes

fallen. Die beiden Seiten des Winkels werden sich daraufhin langsam öffnen und das Geldstück wird, scheinbar unberührt, in die Flasche fallen.

Der bessere Theil.

„Was soll denn Ihr Sohn mal werden?"

„Chemie studiren soll er."

„So? Das ist hübsch, dann so er wohl gefälschte Nahrungsmittel untersuchen?"

„Ach, Unsinn! Herstellen soll er sie!"

Schlagfertig.

Fräulein: „Ich habe gehört, junger Mann, Sie dichten. Ist denn von Ihren Sachen schon was gedruckt worden?"

Herr: „Ich habe gehört, liebes Fräulein, daß Sie hin und wieder im Hause Ihrer Mutter kochen. Ist denn von Ihren Sachen schon was gegessen worden?"

Bedenkliche Antwort.

Richter: „Angeklagter, sehen Sie denn nicht ein, wie unrecht Sie thaten, das Geld aus der Steuerkasse zu stehlen? Zu welchem dummen Zweck haben Sie denn das Geld verwendet?"

Angeklagter: „Ich habe die Steuern damit bezahlt, Herr Richter."

Klare Zeugenaussage.

Richter: „Also Sie haben gesehen, wie der Peter den Kurz auf den Kopf geschlagen hat?"

Bauer (als Zeuge): „Ich saß auf der Bank und lag und schlief und sah zum Fenster 'naus, da hab' ich woll gesehen, daß der Peter den Kurz mit den Kruggel uf'n Kopp geschlagen hat, ob er aber getroffen hat, det weeß ich nich."

Sicheres Zeichen.

„Glauben Sie daß Meier Ihre Tochter wirklich aus Liebe geheirathet hat?"

„Natürlich — wie ich ihm die Mitgift ausbezahlte, habe ich ihm tausend Mark weniger gegeben — und er hat's gar nicht gemerkt!"

Begreiflich.

Mutter: „Nun, Fritzchen, welcher Hauslehrer gefällt Dir nun besser, der vorige oder der jetzige?"

Fritzchen: „Der vorige."

Mutter: „Warum denn?"

Fritzchen: „Weil mir der nun keine Arbeiten mehr aufgiebt."

Ausgleich.

Frau A.: „Das g'fällt mir von Ihrer Frau Herr Meier, daß sie so lieb ist mit den Thieren; sie behandelt ja das Hunderl, das Sie haben, so gut wie einen Menschen."

Meier: „Und mi b'handel s' wie an Hund so schlecht!"

Boshaft.

A.: „Der Kerl hat mich bei allen seinen Freunden als Gauner bezeichnet; ob ich mir das gefallen lassen muß?"

B.: „Ja, es kommt darauf an; ist der Mann glaubwürdig?"